schon gesagt, Anfang Dezember veranlaßt sah, mit dem geschilderten Rücktritt eine Verbeugung vor dem Volkswillen zu machen. Der Rücktritt, die Erfahrungen bei dem Regierungswechsel und die Wiederkunft der ursprünglichen Richtung der Politik gegenüber Japan zur Geltung in der Regierung haben aber an der Geisteseinstellung des Volkes gar nichts zu ändern vermocht. Die Regierung war also letztlich trotz aller Anstrengungen, es zu vermeiden, durch die Volksmeinung gezwungen, bei dem neuerlichen Anlaß, den Japan zu militärischem Vorgehen in Schanghai gefunden hat, defensiven Waffenwiderstand zu dulden und zu billigen. (Abgeschlossen: 10. 2. 1932.)

HSÜ TSE-MOU GESTORBEN

Durch einen Flugzeugunfall in Schantung hat China im November v. J. einen der besten unter seinen jungen Dichtern verloren: Hsü Tse-Mou. Sein Name ist auch den Mitgliedern des China-Instituts wohlbekannt. Er war es, der 1928 bei seinem zweiten Besuch in Frankfurt mit Professor Rich. Wilhelm verabredete, einen Austausch alter und neuer Kunst zwischen Deutschland und China einzurichten, ein Vorschlag, für den er nach seiner Rückkehr nach China bei dem Präsidenten des Zentralforschungsinstituts, Tsai Yüan-Pe, lebhafte Unterstützung fand, der aber wegen Geldmangels infolge der Hungers- und Überschwemmungsnot nicht gleich durchgeführt werden konnte und nun durch den Tod des Dichters vielleicht auf längere Zeit unmöglich gemacht werden wird.

Hsü Tse-Mou stammte aus einer reichen Familie in Tschangtschau in der Provinz Kiangsu. Er studierte zuerst in England und kam dann nach Deutschland, wo er hauptsächlich in Berlin weilte, aber sich auch durch Reisen des weiteren informierte. Nach China zurückgekehrt, begegnete er der bekannten „neuen Kulturbewegung" unter der Führung von Dr. Hu Schï, welcher die bisher verachtete Umgangssprache in die Literatur einzuführen bestrebt war. Hsü Tse-Mou griff diesen Gedanken mit Feuereifer auf und wurde sein tatkräftiger Förderer, indem er den Gegnern bewies, daß die Umgangssprache in Poesie wie in Prosa ebenso sinnvoll und ästhetisch verwendet werden kann wie die alte Literatursprache. Fortan dichtete und schrieb er in dieser „modernen Nationalsprache" (Guo Yü), und seine Gedichte fanden die weiteste Verbreitung. Zuerst Mitarbeiter an der von Dr. Hu Schï herausgegebenen Zeitschrift „Nu Li", trat er im März 1928 mit einer neuen Zeitschrift „Sin Yüo" (Der neue Monat) hervor, mit der er großen Erfolg hatte. Außer seinen Gedichten sind seine Sammelbände „Eine Nacht in Florenz", „Pariser Eindrücke" und „Rechtfertigung" am bekanntesten geworden. Phantasie und starkes Gefühl, aber auch ein bewußtes und gewolltes Heranziehen europäischen Empfindens gaben seiner Prosa wie seiner Poesie ein ganz neuartiges Gepräge.

W. Y. Ting.

DAS BRIXENER ERBE DER CHINESISCHEN REGIERUNG

Wie uns die chinesische Gesandtschaft in Rom mitteilt, entspricht die weit verbreitete Meldung, das Erbe des in Brixen verstorbenen Sonderlings Heinrich Basse sei der chinesischen Regierung „zur Bekämpfung der europäischen Rasse" vermacht worden, nicht dem Sinn des Testaments. Es handle sich vielmehr um einen Wunsch des Verstorbenen, an seinem Teile Mittel dazu beizusteuern, die alte chinesische Kultur, mit der er sich viel beschäftigt und für die er ein tiefgehendes Interesse gefaßt hatte, gegenüber dem Ansturm der westlichen Zivilisation aufrechtzuerhalten.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Wilhelm, Richard: Der Mensch und das Sein. Herausgegeben von Frau S. Wilhelm. Mit einem Vorwort von Dr. Stephan Kuttner. (Eugen Diederichs Verlag, Jena 1931.)

Das vorliegende Werk ist ein posthumer Sammelband verschiedener Vorträge und Abhandlungen Richard Wilhelms, die um das Thema „Der Mensch und das Sein" kreisen, zugleich aber eine ständige Auseinandersetzung zwischen dem chinesischen Geiste und dem unsrigen darstellen. Ja, diese Auseinandersetzung ist gewissermaßen der Untertitel und vor allem die psychologische

Basis, von der aus die Behandlung des eigentlichen Themas erfolgt. Richard Wilhelm war — wie ihm mehrfach von maßgebenden Geistern Chinas bezeugt worden ist — in ganz besondrer Weise geeignet, die Leitmotive chinesischer Kultur darzustellen und — uns gegenüberzustellen. Enthüllt doch damit sein reicher und tiefer Geist zugleich den Sinn seines eignen Lebens, eines Lebens, das sich fast ein Menschenalter in China in engster Fühlungnahme mit Vertretern der großen östlichen Kulturtradition vollzog. Niemand kann mit wachen Sinnen jahrelang draußen sein, ohne aufs stärkste von Chinas Boden, von Chinas Geist beeinflußt zu werden. Wer kann z. B. jahrelang in einer Umwelt leben, deren kosmischer Geborgenheit „Tragik" als abendländische Hilflosigkeit erscheint, deren allumspannendem Lebensgefühl „Harmonie" nicht fernes Ziel, sondern Voraussetzung und immanentes Prinzip von Welt und Leben ist, ohne durch die antike Ungebrochenheit solcher Einstellung nachdenklich gestimmt, beeinflußt und zur Auseinandersetzung gereizt zu werden? Daß bei der inneren Dialektik dieser Gedanken die Gegenüberstellung von Ost und West scharf pointiert erscheint, auch manches Urteil über das Abendland nur gewisse Seiten unseres Wesens beleuchtet, braucht nicht besonders betont zu werden. Gewiß haben auch wir zu allen Zeiten Strömungen in unserer Geistesgeschichte besessen, die den entsprechenden in China die Waage halten, ja auch überlegen sind. Aber das versteht sich von selbst.

Es war von jeher Richard Wilhelms große Gabe, intuitiv das Unwägbare zu erfassen, und in dieser feinen und tiefen Schicht bewegen sich auch die meisten Gedanken des Buches. Die schwierige Aufgabe, das also Verstandene dem Abendländer nun begrifflich darzustellen oder wenigstens deutlich erfaßbar zu machen, wird dem Buche bei einem verstehenden Leser gelingen. Dazu verhilft auch insbesondere die Richard Wilhelm eigene leichtfaßliche und bildhafte Sprache. Verwendung abendländischer Fachausdrücke wie „Entelechie" und „Monade" oder gar die faustischen „Mütter" müssen als hilfsreiche Symbole genommen werden; denn ebensowenig wie die Worte einer Sprache sich nach Umfang, Gewicht und Nüance genau mit den entsprechenden einer anderen decken, ebensowenig oder vielmehr noch viel weniger tun dies natürlich Fachausdrücke der Philosophie. So ist auch z. B. das, was der Chinese unter „Natur" (Sing) des Menschen versteht, ungeheuer verschieden von dem, was unser 18. Jahrhundert hierunter meinte. Aber eine Hindeutung auf das in China Gemeinte können uns abendländische Ausdrücke sein, und sie sind es einem verstehenden Leser.

Und hiermit kommen wir zu dem eigentlichen Sinn des Niveaus all dieser Vorträge und Abhandlungen. Sie sind nicht absichtlich in einem Zusammenhang entstanden, sondern posthum ausgewählt und zusammengefügt, aber sie ordnen sich wunderbar zusammen, denn sie vermitteln den Geist chinesischer Weisheit. Das ist freilich kein System, keine Dogmatik, und wer das Buch in diesem Sinne lesen wollte, versündigt sich an dessen Geist. Aber um so viel höher als Weisheit über Wissen und Wissenschaft steht, um so viel höher liegt auch die Ebene, von der aus dieses Buch klärend und wegeweisend zu uns spricht, gegenüber irgendeiner — an sich sehr notwendigen — Kathederphilosophie mit ihren Theoremen. Wem es also um Kenntnis der lebendigen Weisheit Chinas in Auseinandersetzung mit unsrer eignen Welt zu tun ist, einer Weisheit, wie sie noch heute im Osten gelebt wird, und nicht um ein scholastisches Gedankengebäude, der wird auf diesem Gebiet in dem feinfühligen Verfasser einen weisen, milden und doch bestimmten Führer finden, und das Bild einer in China allzeit lebendigen „Menschlichkeit" — unabhängig von dem rein Zeitbedingten — wird plastisch vor seinem Auge entstehen.

Ich hebe nur einige Abschnitte hervor wie „Der Mensch als Maß und Mitte", eine Auseinandersetzung, die von dem chinesischen Ideal des „Dschung Yung" ausgeht, oder „Der Priester in Europa", eine besonders feine Studie, oder „Ost und West", eine programmatisch kurze Zusammenfassung der heutigen Ausgangssituation dieses Problems, oder den an mannigfaltigen Beobachtungen und Deutungen reichen Abschnitt „Die Bedeutung des morgenländischen Geistes für die abendländische Erneuerung". Eine bedeutsame Reihe der Kapitel ist ferner dem Schicksal und der Schicksalsgestaltung ge-

widmet; so u. a. „Einzelschicksal und kosmische Entwicklung", „Kosmische Fügung" und „Vom Erleben und Gestalten des Schicksals". Am tiefsten aber und eindrucksvollsten dünken mich die vier letzten Kapitel. Richard Wilhelm, kein Freund der Spekulationen, aber ein weltfrommer Mensch voll tiefen Verstehens, hat hier aus der Weisheit Chinas heraus Dinge gesagt über Welt und Leben, über Individuum und Gemeinschaft, über Freiheit und Weltüberlegenheit und über den Weg hierzu, wie sie uns noch nie gesagt worden sind. In diesem letzten Drittel des Buches — das in stärkster Fühlung mit der Geheimüberlieferung taoistischer Mysterienbünde geschrieben ist und teilweise auch deren Lehrmethode an Hand des Buchs der Wandlungen benutzt — liegt der eigentliche Höhepunkt und die Krönung des ganzen Bandes. Was Richard Wilhelm hier über Reifung und Vertiefung der Seele, über Verinnerlichung des Geistes und Meditation, über Dauer im Wechsel, über Tod und Erneuerung aus chinesischer Überlieferung schöpft, mit seinem eigenen Wesen und Denken vermählt und gestaltet, das macht durch Unvergängliches ihn selber wieder unvergänglich lebendig, und die Auslese, die dieser Band darstellt, ist ein Teil von jenem Denkmal, das sich sein hoher Geist in uns gesetzt hat: Exegi monumentum aere perennius. Ich wünsche dem Buche „Menschen" als Leser. Erwin Rousselle.

Auslandsstudien. Herausgegeben vom Arbeitsausschuß zur Förderung des Auslandsstudiums an der Albertus-Universität zu Königsberg. 6. Band: Ostasien. Gräfe & Unzer, Königsberg 1931. Kart. 4 RM.

Dieses Heft enthält den größten Teil der Referate, die in einer Vortragsfolge über Ostasien an der Albertus-Universität Königsberg 1930 gehalten wurden. Bedeutende Kenner Ostasiens äußern sich hier: Karl Haushofer über geopolitische Pläne, Helmut von Glasenapp über Buddhismus als Kulturmacht im Fernen Osten, Emil Lederer über das moderne Japan, Martin Winkler über Sibirien in Vergangenheit und Gegenwart und W. Worringer über die Kunst Ostasiens. Haushofer zitiert in seinem Vortrag den Satz: Es ist wirklich eine der vornehmsten Pflichten, sein Weltbild in Ordnung zu halten. Allen, denen die Dringlichkeit dieser Pflicht, gerade für die Gegenwart, bewußt ist, sei das Heft zur Orientierung empfohlen.

Wr.

Maas, Otto, P. Dr. theol., O.F.M.: Die Wiedereröffnung der Franziskanermission in China in der Neuzeit. Aschendorff/Münster i. W. 1926.

Die Beziehungen zwischen China und dem Westen sind in der neueren Geschichte eng verknüpft mit der Tätigkeit der christlichen Missionen. Die Arbeit von Maas dürfte zum erstenmal die Tätigkeit der Franziskanermission in China im 17. Jahrhundert auf Grund der vorhandenen Quellen erschöpfend darstellen. Der Verfasser, der selbst Franziskaner ist, hat sich bemüht, mit größter Objektivität die Tatsachen zu schildern; dies ist ihm auch im großen ganzen geglückt.

Die großen Schwierigkeiten, das Christentum streng nach dem Dogma ihres Ordens in China einzuführen, konnten die Franziskanerpatres mit all ihrer hingebungsvollen Arbeit nicht überwinden. Die Unmöglichkeit, der chinesischen Mentalität das Christentum in dieser Form nahezubringen, der Ritenstreit, der es mit sich brachte, daß die Missionen lange Zeit in verschiedene Lager geteilt waren, dies alles ist gründlich und klar zur Darstellung gebracht. Die Schrift sollte auch außerhalb der missionswissenschaftlichen Kreise Beachtung finden. Wr.

Schmidlin, D. Dr. Joseph: Das gegenwärtige Heidenapostolat im Fernen Osten. I. Halbband: Ostasien (Japan u. China). Aschendorff/Münster i. W. 1929. 192 S. 2 Karten. Geh. 9 RM.

In dem China betreffenden Teil seines Buchs, der uns hier in erster Linie interessiert, bringt der bekannte Missionswissenschaftler der Universität Münster — ebenso wie in dem von Japan handelnden Teil — zuerst das Wichtigste über Land und Leute sowie über die einheimischen Religionen, stellt sodann in Kürze die Geschichte der dortigen katholischen Mission dar und schildert endlich in dem ausführlichsten Kapitel „Missionsgegenwart" die Arbeit der unterschiedlichen katholischen Missionsträger in den verschiedenen Bezirken mit Berücksichtigung

der beim Erscheinen des Buchs neuesten Zahlen. In engster Zusammendrängung eine Fülle von Einzelheiten, ohne daß die Lesbarkeit des Textes darunter litte. Der Verfasser, der die Werke der Mission draußen hat selbst in Augenschein nehmen können, flicht überall freimütige Kritik ein und regt so zum Nachdenken über die Missionsprobleme an. M.F.

Hedin, Sven, Rätsel der Gobi. Mit 74 Abb. u. 2 vierfarb. Karten. F. A. Brockhaus, Leipzig 1931. IX u. 335 S. Geb. 15 RM.

Der Verfasser vermeidet in dieser Fortsetzung seiner Beschreibung der „Großen Fahrt" durch Innerasien 1928—30 klüglich Wiederholungen in der Schilderung der Reisestrapazen; die Hindernisse und Verzögerungen gehen diesmal in erster Linie von Menschen aus, vornehmlich dem neuen Generalgouverneur der Provinz Sinkiang. Wie trotzdem die Forschungsarbeit der verschiedenen Abteilungen der großen Expedition vorwärtsgeht, ist lebendig und anteilerweckend erzählt. Die Ergebnisse sind natürlich nur angedeutet, aber wir dürfen wohl der Versicherung des Verfassers Glauben schenken, daß sie bedeutend sein werden. Wieder wird der Wert der Mitarbeit der an der Expedition beteiligten chinesischen Gelehrten und Studenten und die Förderung der Arbeit durch die Nationalregierung dankbar hervorgehoben. So ist die Lektüre des schön ausgestatteten Buchs spannend und erfreulich. Die zahlreichen Abbildungen und die Kartenskizzen bringen manches Neue. M.F.

Boßhard, Walter: Durch Tibet und Turkistan. Mit 109 Abb., 2 Panoramen und 11 Kartenskizzen. Strecker & Schröder, Stuttgart 1930. XVI u. 248 S.

Als Nichtwissenschaftler hat Verfasser die Deutsche Zentralasien-Expedition 1927 bis 1929 mitgemacht. Von ihren wissenschaftlichen Ergebnissen — über die archäologischen Funde in der Takla-Makan-Wüste hat der leider inzwischen verstorbene Leiter der Expedition, Dr. E. Trinkler, in Sinica 1931, I in Kürze berichtet — kann und will er daher nichts bringen, sondern erzählt nur seine Erlebnisse auf dieser durch die Ungunst des Weges, der Witterung und besonders der Behörden bekanntlich stark behinderten Fahrt. Er bringt mancherlei Einzelheiten über die Landschaft, die Menschen und das Leben in den Städten, wie er das alles auf dem Marsche oder bei seinen unfreiwillig ausgedehnten Aufenthalten kennenzulernen Gelegenheit hatte, und illustriert seine Plauderei bestens durch die vielen, meist recht wohlgelungenen Aufnahmen seiner Kamera. M.F.

Kin Ping Meh oder die abenteuerliche Geschichte von Hsi Men und seinen sechs Frauen. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Leipzig. Insel-Verl., o. J., 920 S.

Der Roman ist ein „Kulturdokument", allerdings aus den zwar im Äußerlichen glanzvollen, innerlich aber wurmstichigen letzten Zeiten der Sung-Dynastie, und schildert demgemäß eine Lockerung der Sitten und eine Verrottung der Beamtenschaft, wie sie Untergangszeiten eben vorauszugehen pflegen, oft bis zur Widerlichkeit. Von den rund 100 Personen, die man in ihm kennenlernt, sind es vielleicht drei oder vier, die Sympathie erwecken. Die nahezu vollständige Übertragung dieses chinesischen Sittenromans — daß „manche Breiten und Wiederholungen" gestrichen sind, damit kann man nur einverstanden sein — ist schon quantitativ eine ungeheure Leistung, und was die Qualität der Übersetzung betrifft, so bewährt sich Kuhns Geschicklichkeit auch hier. Man wünscht sich viele Übersetzer seiner Art, damit die chinesische Literatur, auch die moderne und auch die wissenschaftliche, in Deutschland mehr bekannt werde. M.F.

Weale, Putnam: China's Crucifixion. New York, The Macmillan Company, 1928, und London, Noel Douglas, o. J.

In Romanform will der Autor ein Bild von den heutigen Zuständen in China geben, indem er den Aufstieg eines machthungrigen und skrupellosen Chinesen aus niederer Klasse zum weit und breit gefürchteten General und Gewaltherrscher schildert. Man muß zugeben, daß er sich dabei innerhalb der Grenzen des Möglichen hält. Er vertuscht auch nicht die unheilvolle Rolle, die ebenso skrupellose Europäer oder Amerikaner bei derartigen „Aufstiegen" spielen, indem sie ihnen durch Bereitstellung von Kriegsmaterial — natürlich gegen gute Bezahlung — Vorschub leisten.

Bedenklich dagegen scheint das Wort, worin sich offenbar seine Auffassung vom Verhältnis zwischen Ost und West verdichtet: „Western peoples cannot understand the actions of Eastern peoples — they are outside their lives just as their thought is outside." Gerade auf die Überbrückung dieser Kluft kommt es ja an, und wir sind darin wirklich schon weiter gekommen, als der Verfasser es ahnt. M.F.

Tsing Tung-chun, Docteur en Droit: De la Production et du Commerce de la Soie en Chine. Paris 1928, Librairie Orientaliste, 227 S.

Die Arbeit ist in Lyon unter Anleitung von Professor René Gonnard und mit Unterstützung anderer Fachleute zustande gekommen, also in der Stadt, die noch heute im Seidenhandel Europas führend ist. Verfasser hat ein reichhaltiges Quellenmaterial verarbeitet. Sehr willkommen ist die bibliographische Wiederholung der chinesischen Quellenangaben (S. 205) in chinesischen Zeichen (S. 211ff.). Die Arbeit besteht aus drei Teilen: 1. Produktion, 2. Außenhandel und 3. Belebung beider durch heimische Initiative und internationale Unterstützung. Die Arbeit ist in der Hauptsache für ein französisches Milieu bestimmt, was nicht ungerechtfertigt ist, da Frankreich mit den Vereinigten Staaten um den ersten Platz in der Ausfuhr chinesischer Rohseide ringt (unter Ausschaltung von Hongkong als Umschlaghafen); auch erwartet der Verfasser viel von chinesischer und französischer Zusammenarbeit (S. 198f. u. a. O.).

In der Einleitung wird ein geschichtlicher Überblick gegeben und auf die Jahrtausende alte Seidenzucht verwiesen. Letzthin läßt sich eine Verstärkung der Zentralisierung in der Produktion beobachten (S. 15). Drei Ziele muß die Seidenwirtschaft verfolgen: 1. Ausdehnung der Seidenzucht, 2. Qualitätshebung, 3. Bekämpfung der Krankheiten der Seidenwürmer (S. 10, ähnlich 17, 195). Es scheint doch, daß China in der Hauptsache erst einmal an Krankheitsbekämpfung und Qualitätshebung denken muß, eine Erweiterung der Produktion wird sich dann unter günstigen Konjunkturbedingungen von selbst ergeben. Die Wichtigkeit des Kostenelementes der Handarbeit (S. 20) für die Aufziehung der Seidenwürmer dürfte noch zuzugestehen sein, ob auch noch nach Jahrzehnten, sei dahingestellt. Es handelt sich überhaupt für China sehr viel mehr darum, mit den anderen Konkurrenten (Japan, Italien, Indochina) schnell in eine Linie zu kommen, als darum, die besseren Methoden langsam nachzuahmen, wie bisher. Verfasser schlägt rein wissenschaftliche Methoden der Eierselektion vor durch Ausmerzung minderwertiger Schmetterlingsindividuen und -arten und Kreuzung (S. 42). Die Abhandlung über den Binnenhandel in Kokons ist großenteils beschreibend, hätte aber kritischer gehalten werden können, obgleich auf die — jetzt anscheinend eingeschränkten — Gildenprivilegien der Aufkäufer verwiesen wurde (S. 61), auch auf die zu vielen Zwischenhändler im Außenhandel (S. 108). Filaturen werden geschichtlich, nach lokalen Gesichtspunkten (Kuangtung, Kiangsu usw.) und nach technischen behandelt (S. 70ff.). Der bisherige Widerstand gegen Modernisierung, gegen Maschinenverwendung wird entschuldigt. Über die Spinnereien wird gesagt: „Wenn Zwirnspinnerei auch noch überall verbreitet ist, so arbeitet das Handwerk doch nur für den Lokalverbrauch" (S. 85), die Ausfuhr besteht aus nicht versponnener Rohseide. Der Kokonhandel nach dem Ausland ist neueren Datums, Hauptabnehmer ist Japan, was von der chinesischen Industrie ungern gesehen wird; oft sind die Käufe spekulativer Natur (S. 113ff.). Der Außenhandel in Rohseide ist in der Hauptsache in Kanton und Schanghai zentralisiert. Während des Weltkrieges profitierte China durch die Lahmlegung der italienischen Industrie (S. 118/9). Von der verhängnisvollen Depression seit 1931 wußte Verfasser noch nichts; er warnte aber bereits vor weiterer Preissteigerung (S. 137/8, 194 a. O.), und die Entwicklung hat ihm seitdem recht gegeben. Die Ursachen der Preiskrisen werden untersucht (S. 143ff.). Die Ausfuhr von Seidenmanufakturwaren ist von geringerer Wichtigkeit (S. 155). Die wirtschaftsphilosophischen Betrachtungen am Ende gehen etwas zu sehr vom Geldwesen und der Kaufkraft aus (S. 193ff.). Die Arbeit ist mit vielem Fleiß und Verständnis zusammengestellt worden und verdient besondere Beachtung in Fachkreisen. F. Otte.

Geld und Gold in Asien, von Dr. J. Hans mit einem Vorwort von Dr. Gerard Vissering. Wien 1930, im Selbstverlag des Verfassers, Wien 1. Postamt 9, Fach 10. Auch zu beziehen durch Gustav Bruns, Leipzig. 148 S.

Der holländische Finanzexpert Dr. Vissering, Präsident der Nederlandsche Bank, Amsterdam, beglückwünscht Verf. im Vorwort zu seiner Arbeit. Man kann ihm beipflichten. Verf. hat sich anscheinend auch viel mit den Visseringschen Arbeiten befaßt, wie sich schon aus der von ihm verwandten und nach meiner Auffassung ziemlich glücklichen wissenschaftlichen Terminologie ergibt: Eingliederung der behandelten Währungssysteme unter 1. Goldwährung mit Goldmünzenumlauf, 2. Goldwechselwährung (Gold Exchange Standard) und 3. Vasallenwährungen — Verf. spricht von „Vasallitätsverhältnis" — im Falle von Währungen, die abhängig gemacht wurden von der des „Oberstaates", wie der „Sterling Exchange Standard" Britisch-Indiens oder der „Franc Exchange Standard" Indochinas von London bzw. von Paris.

Im „Allgemeinen Teil" (S. 9—23) wird ein Überblick gegeben, in dem Grundsätzliches und Umbildungserscheinungen behandelt werden. Auf S. 15 hätte meines Erachtens bei der Erwähnung von „Staatstitres", also staatlichen Schuldverschreibungen, als einer mit Risiko verbundenen Deckungsreserve für Währungen, hervorgehoben werden können, daß sie dafür zinsbringendes Kapital sind im Gegensatz zur reinen Goldreserve, die zwar risikoloses, aber totes Deckungskapital darstellt.

Im „Besonderen Teil" (S. 27—145) werden die Länder einzeln behandelt. Hier hätte man gern vor jeder Einzelabhandlung einige gleichartig abgefaßte knappe Angaben über Währungseinheiten, Teileinheiten, Münzsorten u. dgl. gesehen. Zum Beispiel steht in dem sonst sehr guten Aufsatz über Britisch-Indien keine Angabe wie: „1 Crore = 100 Lakh = 10 Mill. Rupie; 1 Rupie = 16 Anna; 1 Anna = 4 Pice; 1 Pice = 3 Pie." Bei Ceylon wird dann darauf verwiesen, daß zwar die indische Rupie eingeführt wurde, die Teileinheiten aber auf dem Dezimalsystem beruhen. Ähnlich wird bei China nicht die interessante Tatsache betont, daß die Taeleinheit (Liang) auf dem Dezimalsystem beruht und beruhen kann, weil der Tael kein Münzgeld ist, und daß für die anderen Währungen ebenfalls theoretisch das Dezimalsystem angestrebt wurde, bisher aber der Mangel einer genügend starken Zentralgewalt die Einführung von reinen Scheidemünzen verhindert hat. Allerdings ist das chinesische Geldwesen von allen, die Verf. behandelt, wohl das verworrenste. Wenn Verf. sagt, er hätte „grundsätzlich bloß Urmaterial, nur als Ergänzung auch Literatur verwertet" (S. 6), so trifft das auf China wohl nicht zu. Zum Beispiel kann man nach dem Wortlaut auf S. 128 annehmen, daß Verf. das chinesische Zeichen für den Dollar (Yüan = Ursprüngliches, Gesundheit) mit dem Zeichen für den Familiennamen Yüan (Yüan Schï-Kai) verwechselt. Es gibt weitaus mehr als nur 100 Taeleinheiten; Visserings Taelstudien bauen doch wohl auf denen des Zolldirektors H. B. Morse auf?

Am besten scheinen mir die Abhandlungen über die abhängigen Währungen geglückt zu sein (Britisch-Indien, Niederländisch-Indien; Indochina, Siam, Französisch-Syrien, Palästina usw.). Bei Britisch-Indien hätte vielleicht noch darauf verwiesen werden können, daß der Widerstand der Agrarkreise gegen die Stabilisierung der Rupie zur Rate von 1 s 6 d an Stelle von 1 s 4 d — Vorkriegsrate — mit der dadurch bedingten automatischen Erhöhung der Grundsteuern um $12^1/_2$ v. H. zusammenhängt, ohne daß eine entsprechende relative Erhöhung der Bodenerträge zu verzeichnen war.

Vielleicht kann Verf. einige der obigen Anregungen bei einer Neuausgabe berücksichtigen, denn eine vorhandene Lücke füllt die Arbeit entschieden aus. F. Otte.

Huang Schï: Das Tiau Yüe der Miau Dsï. In: Kai-dschan yüe-kan. Heft 10/11, 24 S. (Hangtschou 1931; Sonderheft der Vereinigung für Volkskunde. — Chinesisch.)

Mit „Tiau Yüe", einer Bezeichnung, deren Herkunft nicht ganz geklärt ist, bezeichnet man die großen Tanzfeste der Miau Dsï. Es sind die Feste, auf denen sich die Jugend trifft und sich Liebesbande anspinnen, die später oft zur Ehe führen. Der Verfasser sammelt nun die vorliegenden literarischen Quellen über dieses Tiau Yüe, vorwiegend Berichte von Augenzeugen und Sachkennern

aus der Tsing-Zeit wie Tschen Ding, Fang Heng-Hiën, Tiën Wen, Dschau Gi, Lu Dsu-Fan, Lu Yü-Schï und den Bericht des Guang Lou aus der Ming-Zeit. Man kann wohl sagen, daß diese Quellen in der bisherigen Miau-Dsï-Forschung zum großen Teil unbekannt oder unbeachtet waren; so ist viel Material neu zugänglich gemacht worden, welches für die historische Ethnologie Chinas besonders darum von Bedeutung ist, weil sich einzelne Bräuche, die wir heute noch bei den Miau Dsï finden, nun schon für die Ming- und Tsing-Zeit belegen lassen. Die Quellen berichten über die verschiedensten Miau-Stämme, wie Dschung Gia, Yau, Lang Jen, Tung Gia und andere. Mit Recht weist der Verf. wieder darauf hin, daß „Miau Dsï" eine Sammelbezeichnung für nichtchinesische Stämme des Südens ist, kein volklicher oder kultureller Begriff. Die Feste finden bei allen erwähnten Stämmen ziemlich gleichartig besonders im 2. Frühlingsmonat, aber auch im Herbst nach der Ernte und zu anderen Zeiten statt. Jungen und Mädchen ziehen in die Bergwälder, treten sich gruppenweis gegenüber, singen Wechsellieder, tanzen Einzel-, aber auch Paartänze mit Musik und gestehen sich ihre Liebe. Das Zeichen der Wahl ist oft das Zuwerfen eines Balles (Abb. hierzu s. in „Weltkreis" II, 117, Abb. 1); aus China läßt sich ähnliches nur als Thema der Novellistik belegen. Dann löst das junge Paar seine Gürtel und verbindet sie miteinander (Abb. s. Weltkreis l. c.). Auch für diese Zeremonie des Verbindens ließen sich gewisse chinesische Parallelen finden (vgl. W. Grube: Zur Pekinger Volkskunde S. 30 und Dschung Hua Tsüan Guo Fong Su Dschï, Teil II, Kap. 6, S. 39 [Schanghai 1923]). Die Lieder, die die Miau Dsï beim Tiau Yüe singen, haben eine große Ähnlichkeit mit den chinesischen Volksliedern, wie schon von Tsing-Gelehrten bemerkt wurde; leider bringt uns Huang hierfür keine Textbelege. Das Tiau Yüe hat oft den Charakter einer Art Markt, eine Feststellung, die sich sehr gut mit den Ergebnissen soziologischer Forscher deckt (s. R. Thurnwald in K. Ebert: Reallexikon der Vorgeschichte, Schlagwort „Markt") und die schon Yü Dschu-Luan von den Dschung Gia machte (in Dung Fang Dsa Dschï XX, Heft 23, 24). Bei diesen Festen besteht weitgehende sexuelle Freiheit nicht nur für die unverheiratete Jugend, sondern auch noch für die jungen Ehepaare solange, bis die Frau ihr erstes Kind bekommen hat. Dann tritt der große Einschnitt im Leben der Miau Dsï ein: erst dann nämlich nimmt das junge Paar das eheliche Gemeinschaftsleben auf. Bis dahin lebt die Frau bei ihren Eltern und nur gelegentlich bei Festen und anderen besonderen Anlässen bei ihrem Mann. Es ist überaus interessant, daß sich diese gleiche Sitte auch für China belegen läßt. In Kuangtung, in den Bezirken Schun Dê und Fan Yü, lebt ebenfalls die junge Frau bei ihren Eltern bis zu ihrer Niederkunft, und ihr Mann besucht sie nur. Auch sie haben während dieser Zeit noch weitgehende Freiheiten (s. Shirokogoroff in „Anthropos" XXVI, 220 ohne nähere Angaben; es handelt sich übrigens nicht um echte, sondern höchstens um temporäre Matrilokalität; ausführlich s. Dschung Hua Tsüan Guo Fong Su Dschï, Teil II, Kap. 7, S. 28; 30/1; 34/5; für die Miau Dsï nach moderner chinesischer Quelle vgl. W. Eberhard im „Weltkreis", II, 117). Bei den Lang in Kuangsi und anderen Miau-Dsï-Stämmen (vgl. W. Eberhard l. c.) nimmt die Frau während dieser ersten Ehezeit bei ihren Eltern einen Freund, mit dem sie ein Kind zeugt, und geht erst dann zu ihrem richtigen Mann. Die Hochzeitsgeschenke dieser Lang sind Betelnüsse und Beifußblätter. Huang weist darauf hin, daß auch unter der chinesischen Landbevölkerung von Kuangtung und Kuangsi dieselbe Sitte herrscht (Dschung Hua I, Kap. 8, S. 27). Beide Sitten sind bei den Miau Dsï weit verbreitet, bei den Chinesen nur auf dem angegebenen kleinen Gebiet. Es liegt sehr nahe, hier an eine Entlehnung zu denken, was auch vom Standpunkt der historischen Ethnologie durchaus möglich ist, da die Sitte bei den Miau Dsï bereits mingzeitlich belegt ist (im Tschï Ya des Guang Lou), bei den Chinesen jedenfalls nicht älter zu sein scheint (s. Dschung Hua l. c.), also eine einheitliche Zeitbasis besteht. — Dann aber weist Huang weiter auf die auffallende Ähnlichkeit des Tiau Yüe mit den altchinesischen Festen hin, zieht genau die gleichen Quellen heran wie M. Granet (in: Fêtes et chansons) und kommt zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie dieser. „Sicherlich haben wir jetzt wohl keine Sitten mehr wie Tiau Yüe und Liebeswahl, aber in

den alten Schriften kann man entsprechende Spuren finden (S. 20)." Er weist nun auf das Schï Ging hin (auf die Gedichte J. Legge: Sheking I, 148, auch M. Granet, Fêtes S. 107; 154/5; und Legge I, 206) mit Schilderungen von Festen in Dscheng (kurze Andeutungen auf ähnliche Sitten auch noch zur Hanzeit finden sich Han Schu 28b, 12a für Dscheng, 28b, 15b für We und Sung); ferner auf die bekannte Stelle des Dschou Li, Di Guan, über den Ehevermittler (zitiert bei M. Granet in T'oung Pao XIII, 550). Er sagt hierzu: „Macht man sich von den vorgefaßten Meinungen der Überlieferung frei und liest dieses Stück des Dschou Li, so kann man die Verwandtschaft der Sitte der Chinesen und der Miau erkennen. Das Vereinen der Jungen und Mädchen im 2. Frühlingsmonat im Dschou Li hat genau die Bedeutung des Tiau Yüe und der Liebeswahl der Miau Dsï (S. 23)." We.

Heydrich, M.: Koreanische Landwirtschaft (Beiträge zur Völkerkunde von Korea I). In: Abhandlungen und Berichte der Mus. f. Tierkunde und Völkerkunde zu Dresden, Band XIX, 1. Verlag Teubner, Leipzig; 44 Seiten, 1 Taf., geh. 16 RM.

Bei dem Mangel an brauchbaren ethnographischen Arbeiten über Korea ist die vorliegende Arbeit um so mehr zu begrüßen, als sie sich auf reiches Museumsmaterial, das von W. Stötzner in Korea und der Insel Quelpart gesammelt ist, und auf kritische Verarbeitung der vorliegenden Literatur unter Heranziehung der Mitarbeit eines gebildeten Koreaners stützt. Es werden die klimatischen, geologischen, historischen, wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen der koreanischen Landwirtschaft dargestellt, auf die soziale Struktur und die Besitzverhältnisse eingegangen und dann die einzelnen landwirtschaftlichen Geräte besprochen. Spaten, wie der S. 27 von der Insel Quelpart dargestellte, jedoch mit gebogenem Stiel, sind in Japan in der Narazeit belegt (s. Hsü Chung-shu: Lei-sih-k'ao. In Bull. Hist. et Phil. der Academia Sinica, vol. 2, H. 1, S. 33 mit Abb.); auch chinesischerseits versucht man heut den Pflug von einer ähnlichen Spatenform abzuleiten (Hsü l. c. S. 27 mit Abb.). Auffallend spät ist auch in Korea das Pflügen mit Rindern belegt (nach Heydrich 503 n. Chr.). Nach den Untersuchungen von Hsü (l. c. S. 58) und Wan Kuo-ting (Population and Land Utilisation. In: Nanking Journal I, H. 1, S. 147) läßt sich Pflügen mit Rindern in China erst etwa im 3. Jahrh. v. Chr. erweisen; damit sei eine Umgestaltung des alten von Menschen gezogenen, noch recht spatenähnlichen Pfluges eingetreten. Ein letztes Kapitel widmet der Verf. den verschiedenen Feldbaumethoden, den bewässerten Feldern, Trockenfeldern und Brandfeldern. Überall sehen wir bis in Einzelheiten gehende Abhängigkeiten von der chinesischen Landwirtschaft, aber doch sind eine Anzahl typischer Sonderheiten, besonders in den Geräten, zu erkennen. We.

Herrmann, Albert: Lou-Lan. China, Indien und Rom im Lichte der Ausgrabungen am Lobnor. Mit einem Vorwort von Sven Hedin, 66 Abb. u. 7 Karten. F. A. Brockhaus/Lpz. 1931. 160 S.

Das vorliegende Buch soll weitere Kreise mit den Ergebnissen bekannt machen, die der verstorbene Sinologe Conrady aus dem Material gezogen hat, das Sven Hedin, der Entdecker der alten chinesischen Militärkolonie Lou Lan, ihm zur Verfügung gestellt hatte. Es ist aber nicht bloß ein Auszug aus dem bekannten Conradyschen Werk, sondern gibt darüber hinaus „für das große, an geographischer und historischer Forschung interessierte Publikum" auch die Resultate der Forschungen des Verfassers selbst. So dient es zugleich als Vorbereitung auf Sven Hedins demnächst erscheinendes Buch über den See Lopnor, von dessen Wandlungen und Wanderungen das Schicksal jener alten Stadt bestimmt war. M. F.

Mänchen-Helfen, Otto: China. Die Weltpolitik, hg. v. Ernst Reinhard, Band 3. Dresden, Buchverlag Kaden & Comp. o. J. (1931). 234 S. Geh. 5 RM., geb. 5,50 RM.

Der Verf. legt schon durch den Aufbau des Buches die Ergebnisse seiner Arbeit dar: nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung, die sehr glücklich bei Kang Yu-We und nicht erst bei seinem Landsmann Sun Yat-Sen beginnt, widmet er den ersten Hauptteil einer Darstellung des Bauernstandes und seiner Nöte; im zweiten, etwas längeren Hauptteil stellt er den Kampf des Bürger-

tums um seine neue Wirtschafts- und Gedankenwelt dar; und der dritte Hauptteil, der nur halb so lang wie der erste ist und nur ein Drittel so lang wie der zweite, befaßt sich mit dem Proletariat. So entsteht ein wahrheitsgetreues Bild vom neuen China: bürgerlich auf bäuerlicher Grundlage. Dieser Zusammenhang von Bürgertum und Bauerntum, der nicht so einfach zu erkennen ist, wird vom Verf. hell durchleuchtet (S. 85ff.), und immer wieder erinnert er uns daran, daß die Bauernkriege im Innern nichts mit einer kommunistischen Revolution zu tun haben. Denn die chinesische Revolution ist eine bürgerliche, die sich nur kurze Zeit mit andern Ständen verbündet hat, um ihre Ziele zu erreichen (ähnlich wie die Jakobinerzeit in Frankreich nur einer bürgerlichen Sache diente), die aber sonst niemals von der bürgerlichen Grundlinie abgewichen ist. Der Bauernkrieg geht daneben her. Ein klassenbewußtes Proletariat spielt nur in wenigen Großstädten eine Rolle, und nur dort kann sich der Kommunismus festsetzen; im übrigen bleibt er das Wunschbild unbefriedigter Literaten.

In diesen Grundriß zeichnet der Verf. die Sorgen und Ängste, aber auch die Kräfte und Waffen der einzelnen Stände ein und entwickelt ein höchst anschauliches Bild von den gesellschaftlichen Zuständen des allerjüngsten China. Er bemüht sich, die Dinge zu sehen wie sie sind, d. h. ohne abergläubische Oberflächlichkeit oder weltanschauliche Vorurteile, und sucht dabei möglichst viele Dinge auf einmal zu sehen, um sie gegenseitig zu erklären. So gelangt er zu einwandfreien Ergebnissen, selbst dann, wenn er außerchinesische Quellen zugrunde legt, deren er sich mit sicherer Kritik bedient. Nur schade, daß kein genaueres Sachverzeichnis das Buch auch für Einzelfragen leicht benutzbar macht! Und glaubt der Verf. wirklich, daß man die neue chinesische Gemeinsprache (wenn sie erst einmal allgemein gesprochen wird!) mit lateinischen Buchstaben einigermaßen lesbar würde aufzeichnen können? RU.

ZU DEN ABBILDUNGEN

Tafel 9. Abb. 1. Tan Hin-Pe, der berühmteste Schauspieler der Jahrhundertwende (gest. 1917), als Lau-Scheng bzw. Wai, und Wang Yau-King als Dscheng-Dan bzw. Tsing-I im üblichsten Kostüm. Junge Herrin und alter Diener im tragischen Singspiel „Nan Tiën Men". Aufmachung, Haltung, Gebärde der Darsteller zeigen den typischen Stil. — Sehr seltenes Bild aus der Sammlung J.-P. Dubosc, Peking.

Tafel 10. Abb. 2. Me Lan-Fang, der berühmteste lebende Frauendarsteller und Schauspieler überhaupt, als Fischermädchen Liën Gin-Feng im gleichnamigen Stück. Die erstaunliche Anmut in Aussehen, Haltung und Gebärde dieses Künstlers wirkt auch unmittelbar auf den Abendländer; das stark tänzerische Moment in aller Bewegung kommt schon auf diesem Bilde zum Ausdruck. — Photo aus dem Besitz des Vizekonsuls Dr. F. W. Zuber, Bern.

Abb. 3. Me Lang-Fang als Lo-Schen (die Göttin des Lo-Flusses) im gleichnamigen mythologischen Singspiel. Dieses lyrisch gestimmte Singspiel enthält mehrere eigentliche Tänze, wovon das Bild eine glücklich gewählte Phase wiedergibt: die weichen, rhythmisch völlig ausgeglichenen Linien von Körper, Armen und Kopf scheinen sich geradezu zu bewegen. Hier zeigt sich auch die hohe und so subtile Schulung der Hände und Finger. Das Kostüm soll einem Tanz- und Theaterkostüm älterer Zeiten entsprechen, an deren unterbrochene Tradition heute wieder anzuknüpfen Me Lang-Fang als besonderes Verdienst angerechnet wird. — Photo aus dem Besitz des Vizekonsuls Dr. F. W. Zuber, Bern.

Tafel 11. Die drei Bilder dieser Tafel verdanke ich den Bemühungen Dr. Gustav Eckes, Peking, der auf meine Bitte eine kleine Aufführung im Hofe einer Privatwohnung veranstaltete, um mit einigen anderen Photographen Szenen, Typen, Stellungen und Bewegungsphasen, die den schauspielerischen Darstellungsstil so gut wie möglich zur Geltung bringen, im Bilde festzuhalten. Weitere Bilder dieser Reihe habe ich zu meinem Aufsatz in der „Atlantis" verwertet, wo ich auch die betreffenden Stücke geschildert habe.

Abb. 4. Li Wan-Tschun, ein bekannter junger Wu-Scheng, als Ma Tschau, und Lan Yüe-Tschun, ein junger Wu-Dsing als Dschang